



Fragende Blicke Neun Zugänge zu ethnografischen Fotografien

Seite 1 von 6

5. Juli 2018 bis 30. Juni 2019

Weiterführende Texte

Starter: Bilder. Fragen. Bilder

Nicht nur die Orte und Entstehungsgeschichten der hier präsentierten Bilder sind höchst unterschiedlich, auch die Fragen, die sich bei ihrer Betrachtung aufdrängen. Fragen nach den Menschen vor und hinter der Kamera, nach ihren Beweggründen, den enthaltenen Aussagen, nach der Beschaffenheit der Bilder und danach, was uns diese Bilder heute vermitteln können.



Fotografien werden laufend mit Bedeutung aufgeladen – vom Moment ihrer Entstehung, ihrer Verbreitung bis hin zu ihrer Betrachtung. Sie werden bearbeitet, reproduziert, gehandelt und mitunter archiviert. Dabei werden sie stets aufs Neue mit Sinn versehen. Gerade im Kontext ethnologischer Forschung ist die Fotografie mit vielschichtigen Fragen verbunden. Sich mit ethnografischen Fotografien zu befassen, bedeutet daher immer auch eine Auseinandersetzung mit den Möglichkeiten, Praktiken und Ethiken wissenschaftlicher Zugänge damals wie heute.

Studentische Gastkuratoren/innen haben im Laufe eines Projektseminars Fotografien aus den Beständen des Museums Fünf Kontinente ausgewählt, Kontexte recherchiert und sie mit fragenden Blicken unter die Lupe genommen – darunter Fotografien von Ethnologen, Reisenden, kolonialen Akteuren und Fotostudios. Die so entstandene Ausstellung möchte Fotografien zum Sprechen bringen und die Betrachter/innen zu eigenen Fragen animieren.

Die Ausstellung entstand im Rahmen des zwei-semesterigen Projektseminars „Ethnografisches Bildgedächtnis und museale (Re-)Präsentation“ am Institut für Ethnologie der Ludwig-Maximilians-Universität München in Kooperation mit dem Museum Fünf Kontinente, unter Leitung von Paul Hempel (LMU) und Anka Krämer de Huerta (Museum Fünf Kontinente, LMU).



Porträtierte Identitäten im Wandel – Yanomami aus Mahekodotedi <zu Download-Bild 01>

Wie kann sich die Veränderung von Identität und Lebensweise in Bildern widerspiegeln? Wie wirkt das Abbild eines unbekanntem Menschen auf uns, im Gegensatz zum Porträt einer Person deren Namen und Lebensgeschichte wir kennen?

Zunächst waren auch die Ethnologen, Otto Zerries und sein damaliger Assistent Meinhard Schuster, umgeben von vielen unbekanntem Gesichtern, als sie 1954/55 in das Dorf Mahekodotedi zu den Waika, einer Gruppe der Yanomami, am oberen Orinoco in Venezuela reisten. Die Namen der Yanomami können sich im Laufe des Lebens mehrmals ändern, da sie körperliche oder persönliche Merkmale repräsentieren oder sich nach Ereignissen richten. Ohnehin werden die individuellen Namen gegenüber Fremden meist geheim gehalten. Viel geläufiger ist die Benennung untereinander nach Familienrelationen, was das Unterfangen der Forscher zu Beginn erschwert haben dürfte.

Obwohl Zerries und Schuster erst das Vertrauen der Menschen gewinnen mussten, wirken diese auf den Fotos des Forschungsaufenthalts bereits sehr vertraut mit der Kamera und ermöglichen Einblicke, nicht nur in ihr Leben, sondern auch in ihre eigenen, individuellen Geschichten.

Einige von ihnen traf die Ethnologin Gabriele Herzog-Schröder 29 Jahre später wieder, als sie im selben Dorf zu forschen begann. Bis dahin hatte sich vieles geändert. Waren Asiawë, Yaima und Aherowë also noch dieselben wie damals zu Zerries' und Schusters Zeit?

Popularisierung in 3D – Stereoskopien aus Nordamerika <zu Download-Bild 02>

Der Zeichentrickfilm „Pocahontas“, die Kinderserie „Yakari“, Indianer-Kostüme im Supermarkt. Unsere Vorstellung von der indigenen Bevölkerung Nordamerikas ist stark von populären Bildern geprägt, die in verschiedenen Lebensbereichen präsent sind. Stereoskopien aus den 1860er und 70er Jahren können als ein frühes Beispiel einer solchen Popularisierung gesehen werden. Es handelt sich dabei um leicht versetzt aufgenommene Fotografien desselben Motivs, die nebeneinander aufgeklebt oder gedruckt wurden. Betrachtet man sie durch ein Stereoskop, ergibt sich ein Bild mit räumlichem Eindruck.

Diese Funktionsweise inspirierte Zeitgenossen zu neuen Theorien über die menschliche Wahrnehmung. Die Betrachter begaben sich auf Reisen in die Fremde – bequem vom Sessel aus, und zu den Hoch-Zeiten dieses Mediums für wenig Geld. Über Galerien und Verlage erfuhren Stereoaufnahmen als Post- und Sammelkarten eine massenhafte Verbreitung. Nordamerikas Landschaften und ihre Bewohner übten einen besonderen Reiz aus, da sie im Zuge der fortschreitenden Eroberung als Teile einer bedrohten und zugleich bedrohlichen „Wildnis“ wahrgenommen wurden.

Die Aufnahmen entstanden sowohl in Fotostudios als auch vor Ort. Einige wurden unter sehr fragwürdigen Bedingungen aufgenommen, zum Beispiel in Gefangenenlagern. Mit hoher Wahrscheinlichkeit fand die Verbreitung ohne die Zustimmung oder auch nur das Wissen der Fotografierten statt. Wir haben versucht, die Identität der abgebildeten Personen und die Geschichten hinter den Bildern zu ermitteln. Bei einigen ist dies gelungen. Offen gebliebene Fragen werden als solche gestellt und sollen Raum zum Nachdenken geben.



Fremde Erinnerung – Ein kolonialzeitliches Familienalbum aus Neuguinea <zu Download-Bild 03>

Vor bald einem Jahrhundert ließ sich der böhmische Bohrmeister Eduard Gangl von der Anglo-Persian-Oil-Company anwerben, um in Papua-Neuguinea, damals „Britisch-Neuguinea“, nach Öl zu suchen. Jahre später lauschte seine kleine Nichte Elfriede hingebungsvoll seinen Abenteuergeschichten von „Kopfjägern“ und Krokodilen. Die Erinnerung daran bewahrte sie, zusammen mit einer Auswahl seiner Fotografien, durch Krieg, Vertreibung und ein langes Erwachsenenleben. Als 80-Jährige schließlich vertraute sie ihr Fotoalbum dem Museum Fünf Kontinente an.

Die Bilder zeugen von einer Wirklichkeit, wie sie regelmäßig mit der Vereinnahmung der Welt durch die Industrienationen einherging und bis heute Verhältnisse und Vorstellungen prägt. So verwandelten koloniale Logik und Machtmittel das am Ölfeld gelegene Dorf PoPo, wo die ausgestellten Bilder entstanden, in einen Raum der Überschneidung völlig unterschiedlicher Geschichten: Die der ortsansässigen Bevölkerung, der wechselnden europäischen Belegschaften teils mit Familien, sowie zwangsrekrutierter Männer, die oft aus untereinander verfeindeten Dörfern stammten. Außerdem verkehrten hier Vertreter der Kolonialregierung, die den zugereisten Europäern den praktischen und ideologischen Rahmen vorgaben, der ihnen die Fremde handhabbar und kontrollierbar machte.

Eduard Gangls Fotografien illustrieren, bei aller Absurdität und Gezwungenheit der Situation, auch eine große Offenheit und den Wunsch, den „ganz Anderen“ als verwandt wahrzunehmen. Seine später geborene Nichte kannte ihn als wissbegierigen Menschen und leidenschaftlichen Erzähler, dessen Herz ein Leben lang an Neuguinea hing. Was er ihr als Kind davon berichtete, mag er mitunter zu ihrer Unterhaltung erzählt haben, und bestimmt spiegeln auch die Fotos wenig tatsächlich gelebte Realität jener Zeit, besonders der Papua. Trotzdem sind sie wirklich – als Teil einer persönlichen und einer kollektiven Geschichte – und sprechen, solange man sie befragt.

„Her Majesty“ oder „Splendid Specimens?“ – Indigenität und Typisierung im Spiegel hawaiianischer Porträtaufnahmen <zu Download-Bild 04>

In der Sammlung des Museums befindet sich ein Bestand von Porträtaufnahmen aus Hawaii, der nur auf den ersten Blick homogen zu sein scheint. Denn drehen wir die Fotografien herum, wird auf den rückseitigen Notizen eine deutliche Unterscheidung zwischen den Aufnahmen von „Queen Emma“ und denen der anderen Personen sichtbar.

Die Notizen des Vorbesitzers der Bilder, des 1872 in Hawaii verstorbenen Arztes Hans Beraz, stellen Emma als Angehörige des hawaiianischen Königshauses heraus. Sie als Person steht im Fokus der Aufnahme. Ganz anders verhält es sich bei den Porträts der anderen Frauen. Durch die Notizen auf den Bildrückseiten werden diese nicht als Individuen hervorgehoben, sondern auf ihren „Blutstatus“ reduziert. Die vormals privaten, wohl von den Porträtierten selbst in Auftrag gegebenen Studioaufnahmen wurden vermutlich Ende des 19. Jahrhunderts in einen (pseudo-)wissenschaftlichen Kontext überführt. Hier wurden sie als „Typen“ oder „Specimens“ in „ethnisch-rassistische“ Kategorien eingeordnet. Dieses inzwischen überholte



System war bis weit ins 20. Jahrhundert auch Bestandteil der ethnologisch- anthropologischen Wissenschaft.

Ableger dieser Ideologie der Messbarkeit und Kategorisierung sind im amerikanischen Rechtswesen noch heute gültig. Das sogenannte „Blood Quantum“ bemisst auf Grundlage der ermittelten Abstammung den Grad der Indigenität, welcher die Menschen anschließend in Typen-Kategorien wie „Indigene Hawaiianer“ oder (nur) „Hawaiianer“ einteilt.

Heute stößt die vereinfachende und diskriminierende Methode des „Blood Quantum“ zu Recht auf Widerspruch. Denn das kulturelle Selbstverständnis als Indigene Hawaiis, und der Wunsch vieler Inselbewohner nach Selbstbestimmung lassen sich nicht auf eine vermeintliche Blutzusammensetzung reduzieren.

Lichtbilder und Farbtöpfe – Fotografien als wandelbare Objekte <zu [Download-Bild 05](#)>

Der Fotograf, Forschungsreisende und Schriftsteller Karl Boeck (1855–1933) galt Anfang des 20. Jahrhunderts als bedeutender Herausgeber illustrierter Reiseliteratur. Der Zugang zu einigen entlegenen Gegenden wurde ihm nicht immer einfach gemacht, zumal er – ausgestattet mit Kamera und Schreibblock – des Öfteren der Spionage verdächtigt wurde. Auf seinen Reisen war ihm besonders wichtig, „wertvolle Kulturbilder“ ausfindig zu machen und diese dann selbst „mit Liebe“ festzuhalten. Seine Blicke wurden dabei von der „lichtvollen Farbenfülle“ der Wunderwelten regelrecht gefangen. So schreibt er 1908: „Allerdings müßte ich Farbtöpfe mit hierzulande nicht gangbarem Malstoff zur Hand haben, wollte ich versuchen, das Lokalkolorit jenes seltsamen Reiches in getreuem Abglanz zu spiegeln“.

Kurt Boeck konnte seine überwältigenden Sinneseindrücke mit der damaligen Fototechnik vor Ort nicht einfangen. Nicht weniger herausfordernd waren zu seiner Zeit die Möglichkeiten und Beschränkungen der Reproduktions- und Drucktechnik. Eine Vielzahl seiner Bilder zeigen Spuren einer nachträglichen Zurichtung und Retusche. Vorder- und Hintergründe wurden häufig durch Übermalungen oder Beschnitte abgehoben. Schwarz-Weiß-Kontraste erschienen durch gezieltes Übermalen plastischer im Druck. Diese Bilder führen uns die Materialität und Wandelbarkeit von Fotografien vor Augen, die wir allzu oft als direkte Abbilder betrachten. Sie sprechen von der Suche nach den „Farbtöpfen“, welche die sinnlichen Empfindungen des Forschungsreisenden wahrhaftiger zu repräsentieren versprochen als die Fotografie.

Bewegung festhalten? – Tanz und Identität in Bolivien <zu [Download-Bild 06](#)>

In der Umgebung von La Paz/Bolivien hielt der Altamerikaforscher Heinrich Ubbelohde- Doering im Jahr 1932 Prozessionen und Tänze in Fotografien fest – darunter einen *Uxusiri* genannten Tanz, der zwischenzeitlich in Vergessenheit geriet und heute wieder belebt wird, und den *Misti Sikuri*, der einst Bezüge zwischen ländlichem und städtischem Leben darstellte und später „indigenisiert“ wurde. Die von Bewegungsunschärfen gekennzeichneten Aufnahmen sind Dokumente des Wandels dieser Tänze, deren Kostüme und Ausdrucksformen sich bis heute immer wieder verändern.



Seit der Kolonialzeit wurden in Tänzen wie diesen indigene und europäische Elemente zu einem neuen Ganzen zusammengeführt. Lange Zeit tat die Stadtbevölkerung die Umzugstänze als „Sache der Indios“ ab. Seit einigen Jahrzehnten erfahren sie eine zunehmende Popularisierung, gelten heute nicht zuletzt auch als Hobby der urbanen Mittelschicht und repräsentieren „das Unsere“ (lo nuestro).

Auf Plattformen wie YouTube finden sich kontroverse Stimmen zur Urheberschaft und kulturellen Zugehörigkeit dieser andinen Tänze. Ihre Bezeichnung als „typisch bolivianisch“ führt in den Kommentaren teils zu heftigen, nationalistisch aufgeladenen Diskussionen darüber, wer Anspruch auf die Tänze erheben kann. Solche Kontroversen lassen den politischen Stellenwert und die soziale Dynamik dieser Tänze erkennen.

Kleine Welt – Kinder im Fokus der visuellen Ethnografie von Theodor Koch-Grünberg

[<zu Download-Bild 07>](#)

„Meine besten Freunde sind die Kinder. [...] Wenn sie die erste Scheu vor dem Fremden überwunden haben, sind diese Kinder das zutraulichste und lustigste Völkchen, das man sich nur denken kann. [...] Sie sind gefällig und höflich gegen mich und unter sich von der größten Eintracht“.

Theodor Koch-Grünberg forschte von 1903 bis 1906 in Nordwest-Amazonien sowie von 1911 bis 1913 in Nordbrasilien und Venezuela. Während seiner Reisen nahm er aktiv am Dorfleben der Indianer teil und spielte mit den Kindern. Dadurch konnte er eine, für seine Zeit, bemerkenswerte Nähe aufbauen, die auch seine Forschungsergebnisse prägte. Neben dieser freundschaftlichen Beziehung hegte er auch ein ethnografisches Interesse an den Kindern und dokumentierte ihre Spiele und ihre Rolle im alltäglichen Leben. Zudem waren sie als Vermittler äußerst hilfreich, denn sein gutes Verhältnis zu den Kindern eröffnete ihm manchen Zugang zur Welt der Eltern.

Koch-Grünberg wusste seine Fotografien gezielt in Vorträgen und Publikationen einzusetzen: Einerseits hob er damit sein inniges Verhältnis zu den Kindern und seine Forscherleistung hervor, andererseits vermittelte er ein friedliches und positives Bild der von ihm besuchten Indianer.

Wie aus dem Eingangszitat aber ebenfalls deutlich wird, sah er das Verhalten der Indianerkinder stets durch die westliche Brille. Die bürgerlichen Wert- und Moralvorstellungen der Kaiserzeit legte er als Maßstab dafür an, wie sich ein Kind generell gegenüber Erwachsenen zu verhalten habe. Diese Verhaltensnormen übertrug er ein Stück weit auch auf die erwachsenen Indianer und neigte dazu, sie zu infantilisieren – diesbezüglich war der außergewöhnliche Ethnograf auch ein Kind seiner Zeit.

Eine Ärztin auf Talfahrt – Auf den Spuren des Hunza-Mythos <zu Download-Bild 08>

Im Sommer 1954 machte sich die Ärztin Irene von Unruh alleine auf den Weg in das schwer zugängliche Hunza-Tal im Norden Pakistans. Seinen Bewohnern wurde ein phänomenal langes Leben durch gesunde Ernährung nachgesagt: Allein durch den Genuss von Rohkost und mineralhaltigem Gletscherwasser wurden die Hunzukuc (Hunza) angeblich fast beschwerdefrei weit über 100 Jahre alt. So hatte der Schweizer Arzt Maximilian Bircher-Benner, der Erfinder des „Bircher Muesli“, um 1900 seine Ernährungslehre mit jenem, damals in Europa verbreiteten Hunza-Mythos untermauert. Später versuchte sich sein Sohn Ralph Bircher mit dem Buch „Hunsa: Das Volk, das keine Krankheit kennt“ erneut in der Beweisführung.



Irene von Unruh folgte dieser Idee ins Hunza- Tal, wo sie durchaus auch Armut, Krankheit und aus ihrer Sicht weniger gesunde Ernährungsgewohnheiten vorfand. Ihren Reiseaufzeichnungen, Briefen und Manuskripten ist zu entnehmen, dass es ihr ein besonderes Anliegen war, die damals gängigen Klischees über die Bewohner des Hunza-Tals zu widerlegen. An Ralph Bircher schrieb sie: „Gegenüber Ihrer Annahme, [...] möchte ich ausdrücklich betonen, dass ich täglich Kranke behandelte, wozu ich meist in ihre Häuser gerufen wurde und auf diese Weise sowohl in besser gestellte, als auch in die ärmsten Familien hineingesehen habe“.

Die Texte in ihrem Nachlass erzählen von der Vielschichtigkeit ihrer Reiseerfahrung und den Umständen, die sie inspirierten und begrenzten. Einige Bemerkungen und Bildunterschriften in ihrem Reisebericht „Traumland Hunza“ zeigen auch, dass die Verfasserin nicht frei von den Stereotypen ihrer Zeit war. Doch zusammen mit ihren Aufzeichnungen lassen die Fotografien Einblicke in die Art der Begegnungen zu und erzählen vom Leben der Hunzukur zur damaligen Zeit. Damit zeigen sie auch, dass sich bei der Betrachtung von Fotografien oft ein Blick zur Seite lohnt.

Das kommerzielle Bild Japans – Souvenirfotografie des 19. Jahrhunderts <zu Download-Bild 09>

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts stießen die westlichen Kolonialmächte nach Ostasien vor. Die Region übte auf die Ankömmlinge eine gewaltige Faszination aus und es dauerte nicht lange, bis die Kunde vom neu entdeckten Paradies auch in der Heimat Begeisterungstürme entfachte. Diese nahmen schon bald Züge einer regelrechten Hysterie an und lösten eine neue Mode aus: Jeder, der es sich leisten konnte, wollte ein Stück asiatischer Exotik für Zuhause. Insbesondere Japan wurde zum Sehnsuchtsort und lockte so zahlreiche Besucher an, die das Land der Sumo- Ringer, Samurai und Geishas mit eigenen Augen sehen wollten.

Zu den Neugierigen gehörten auch Glücksritter wie der Italiener Felice Beato und der Österreicher Baron Raimund von Stillfried-Rathenitz. Sie erkannten ihre Chance und wurden als Fotografen Teil der neu entstandenen Souvenirindustrie, welche nun die fieberschubartige Japan-Euphorie befriedigte. Sie und andere, darunter die Japaner Kusakabe Kimbei und Tamamura Kozaburo, wurden zu erfolgreichen Geschäftsleuten, indem sie romantisch-verklärte „Kirschblüten-Motive“ aus dem Land der aufgehenden Sonne einfingen, in Alben klebten und diese an die Reisenden verkauften oder nach Übersee verschifften. Ihre Arbeit machte sie gleichzeitig zu Pionieren der japanischen Fotografie, sie prägten das kommerzielle Bild des Landes, das bis heute im Westen nachwirkt.

Um die Landschaftsaufnahmen, Genreszenen, Typendarstellungen, Portraits und Architekturdokumentationen noch ansprechender zu gestalten, wurden sie aufwendig koloriert. Des Weiteren übernahm man Motive der ebenfalls sehr beliebten japanischen Farbholzdrukke und schrieb den damals herrschenden Orientalismus in die Bilder ein.
